

Gegen die Zensur durchgesetzt

Irlands Homer: Vor achtzig Jahren starb der Schriftsteller James Joyce

DANIEL KÖRTEL

Es war ein bescheidenes Ende für einen großen Geist: Als vor achtzig Jahren, am 15. Januar 1941, der irische Schriftsteller James Joyce auf einem Züricher Friedhof beerdigt wurde, fand sich nur eine kleine Trauergemeinde ein. Der Schweizer Tenor Max Meili sang „Addio terra, addio cielo“ aus Monteverdis Oper „L’Orfeo“, aber kein offizieller irischer Vertreter nahm an dem Begräbnis teil.

Joyce war zwei Tage zuvor nach einem operativen Eingriff verstorben, dem er sich in der Schweiz während seiner Flucht aus Frankreich vor dem Vormarsch der deutschen Armee unterziehen mußte. Mit ihm ging einer der bedeutendsten Schriftsteller, die Irland jemals hervorgebracht hatte.

Die Jugendjahre des 1882 in einem Vorort von Dublin geborenen Joyce waren geprägt vom sozialen Abstieg seiner Familie, die sie aufgrund väterlicher Fehlleistungen aus großbürgerlichen Verhältnissen in die Elendsviertel der Stadt führte. Die Erfahrungen als Jesuitenschüler setzten ihn in feindlichen Gegensatz zur katholischen Kirche, deren zeremoniellem Gepräge er dennoch weiter anhing. Schon früh entwickelte er Extravaganzen eines Charakters, der entweder genial oder größenwahnsinnig sein mußte.

Chronisch pleite, dem Alkohol hingegeben

Der erste bedeutende biographische Kippunkt dürfte 1904 die Begegnung mit dem Zimmermädchen Nora Barnacle gewesen sein. Entfremdet von der katholischen Bigotterie und dem Provinzialismus seiner Heimat zog Joyce mit ihr kurz darauf in das selbstgewählte Exil, das ihn zunächst nach Triest führte, wo er sich mit Gelegenheitsarbeiten sowie als Lehrer durchschlug. Die leidenschaftlich-obsessive Beziehung zu Nora, die beide in tiefe Abhängigkeit zueinander trieb, sollte mit seinem Werk in die Literaturgeschichte eingehen.

Chronisch pleite, dem Alkohol hingegeben und von Krankheiten

geplagt – vor allem einem schweren Augenleiden –, konnte er seiner Verantwortung als Familienvater nur unzureichend gerecht werden. Doch erregte er mit dem skandalträchtigen Erzählband „Dubliner“ (1914), einer Sammlung von fünfzehn Kurzgeschichten, und dem autobiographischen Roman „Ein Porträt des Künstlers als junger Mann“ (1916) erstes Aufsehen. Er fand hierdurch neben der Freundschaft zu Ezra Pound auch die finanzielle Förderung durch vermögende Frauen. Doch auch deren Mittel sollten ihm, der mit Geld nicht umzugehen wußte, nie reichen.

Die Literaturszene reagierte gespalten

Nach vielen Schwierigkeiten veröffentlichte er 1922 in Paris mit „Ulysses“ (dt.: „Odysseus“) sein bedeutendstes Werk. Es ist ein komplexes Opus magnum, das angelehnt an Homers Sage der Odyssee den Protagonisten Leopold Bloom einen ganzen Tag – den 16. Juni 1904 – durch Dublin begleitet. Das Datum ist nicht zufällig gewählt; es ist der Tag, an dem Joyce Nora kennenlernte. Der Jahrestag ist heute als Bloomsday fester Bestandteil irischer Folklore, an dem Joyce-Fans in edwardianischer Kleidung in Dublin die „Ulysses“ nachvollziehen.

„Ulysses“ spaltete die Literaturszene wie kaum ein anderes Buch. Mit seinen expliziten Beschreibungen selbst gewöhnlichster körperlicher Vorgänge verstieß es gegen jedes zeitgenössische Tabu; es war „ein Amoklauf zerebraler Sexualität und körperlicher Inbrunst“, wie die Schriftstellerin Edna O’Brien in ihrer James-Joyce-Biographie schreibt. Doch die darin angewandte Erzähltechnik des Inneren Monologs, in dem alles oberhalb der Bewußtseinschwelle des Protagonisten vermerkt wurde („stream of consciousness“), war für die moderne Literatur ein revolutionärer Schritt.

Dennoch mußte sich das Buch wegen seiner obszönen Passagen vielfach erst gegen die Zensur durchsetzen. Der vielfach als „unlesbar“ bewertete Nachfolger „Finnegans Wake“ wurde weitans ungnädiger von der Kritik aufgenommen.

In den nachfolgenden Jahren verschlechterte sich Joyce’ Gesundheitszustand erheblich. Zusätzlich überschattete die familiäre Tragödie um seine Tochter Lucia, die der geistigen Umnachtung verfiel, sein Gemüt. Seine Heimat Irland hatte er zuletzt im Sommer 1912 bei einem Kurzbesuch in Dublin gesehen. Er, der sich von ihr verkannt fühlte, nannte sie verächtlich eine „alte Sau“. Und dennoch drehte sich in seinem Werk alles nur um sie. Auf die Frage, wann er wieder nach Irland zurückkehren wolle, sagte er einmal aufschlußreich: „Ich habe es nie verlassen.“



FOTO: PICTURE ALLIANCE

James Joyce (1882–1941)

Unzufrieden und entwurzelt

Deutsch-jüdische Identitätskrisen: Zum Kurzfilm „Masel Tov Cocktail“

ARTUR ABRAMOVYCH

Masel Tov Cocktail“ ist ein Kurzfilm von 30 Minuten Länge, der im Öffentlich-Rechtlichen ausgestrahlt wurde, und jetzt noch in Mediatheken abrufbar ist. Schon der an den Molotov-Cocktail anklingende Titel soll zum einen die humoristische Manier des Films, zum anderen den Fokus auf das heutige deutsche, ganz überwiegend aus der ehemaligen Sowjetunion immigrierte Judentum aufzeigen.

Der Film handelt von Dima, einem jüdischen Abiturienten im Ruhrgebiet, der einem deutschen Mitschüler, von dem er antisemitisch beleidigt worden ist, die Nase bricht und dazu aufgefordert wird, sich bei ihm zu entschuldigen; er endet damit, daß unser Held, dem angedroht worden ist, an der Abifahrt nicht teilnehmen zu dürfen, und der deshalb nachgegeben und sich auf die Suche nach dem nun Stolpersteine schrubbenden Mitschüler begeben hat, buchstäblich über letzteren stolpert; da dieser allerdings, statt die Entschuldigung anzunehmen, lieber fortfährt mit antisemitischen Witzen, verprügelt ihn Dima ein zweites Mal. Die Rahmenhandlung ist mithin ein Konflikt zwischen Neigung und Pflicht.

Sie liefert allerdings nur den Vorwand ab für einen Parforceritt durch Dimas Leben, das sich hauptsächlich in einer Plattenbausiedlung abspielt. Dima klagt dem Zuschauer sein Leid darüber, daß sein jüdisches Umfeld von ihm verlangt, sich eine Jüdin zu nehmen, obwohl er seine deutsche Freundin Michelle so gern hat; er klagt darüber, daß die erinnerungskulturell konditionierten Philosemiten in ihm nur das Opfer der Shoah sehen möchten; und schließlich klagt er auch über jene Deutschen, die in ihm den Israeli sehen und wieder auf Deutschland stolz sein möchten. Daß sein eigener Großvater, ein überzeugter Nationaljude, sich, wie Dima zufällig an einem Wahlkampfstand erfährt, als für die Positionen der AfD durchaus offen erweist – darüber zu klagen vergißt Dima auch nicht.

Über möglichst vieles zu klagen ist gute jüdische Tradition. Und das an Woody Allens frühe und mittlere Schaffensphase erinnernde Durchbrechen der vierten Wand mit den an den Zuschauer gerichteten Monologen, ebenso die komischen Musikeinlagen und Traumsequenzen, atmen ebenfalls einen jüdischen Geist. Der Zuschauer ist zu keinem Zeitpunkt peinlich berührt; die schauspielerischen Leistungen sind solide.

Abgesehen von einigen gelungenen Figurencharakterisierungen, insbesondere des typischen linken, oft weiblichen Philosemiten, der außerstande ist, auch nur das Wort „Jude“ auszusprechen (dargestellt von der Komikerin Petra Nadolny), macht der Film allerdings, trotz gegenteiliger Bestrebungen, in Sachen des politischen Verismus doch noch auf halber Strecke halt, und zwar wohl aus Rücksichtnahme auf seine Financiers vom Öffentlich-Rechtlichen. Vom grassierenden islamischen Antisemitismus erfahren wir nur durch die als wirr dargestellte Brille der auftretenden AfD-



FOTO: SWP/FLIMAK/ME BARN/WURTMER

Dimitrij Liebermann (Alexander Wertmann) lebt in einer Hochhaussiedlung im Ruhrgebiet: Antisemitisch beleidigt

Anhänger; er scheint in Wirklichkeit gar nicht zu existieren. Vom linken Antizionismus ist gar nicht die Rede; wenn man keine anderen Quellen als diesen Film besäße, könnte man meinen, daß Deutschland das proisraelischste Land der Welt sei.

Der Israelbezug taucht im Film überhaupt nur bei Zionisten auf, sowohl jüdischen als auch nichtjüdischen: von den linken Philosemiten (die irrigerweise als Zionisten dargestellt werden, obwohl sie es heutzutage nur noch selten sind) und der politischen Rechten (die ehrlicherweise als proisraelisch dargestellt wird) bis hin zu den jüdischen Nationalisten, dem bereits erwähnten Großvater etwa, oder Vlad, einem pathologisch ängstlichen Freund Dimas, der ihn ermahnt, keine arabischen Imbisse aufzusuchen, weil das dort erwirtschaftete Geld an Islamisten fließe. Die wirklichen Erfahrungen, die jüdische Jugendliche heutzutage in Deutschland zu machen gezwungen sind, das Mobbing durch muslimische Mitschüler sowohl als auch die Anfeindungen durch linke Pädagogen, die einem vor versammelter Klasse die neuesten Beschlüsse des israelischen Ministerpräsidenten vorhalten, finden sich im Film nirgends; stattdessen sehen wir nur einen antisemitischen deutschen Mitschüler.

Was der Junge will, weiß er selbst nicht

Erfreulich ist, daß die vor allem in den Neunzigern aus der ehemaligen Sowjetunion immigrierten Juden nun ein cineastisches Gesicht bekommen. Sowohl der Regisseur Arkadij Khaet (Jahrgang 1991) als auch der Hauptdarsteller Alexander Wertmann (Jahrgang 1997) entstammen dieser mit Abstand größten Gruppe innerhalb des deutschen Judentums. Beide sind bzw. waren Stipendiaten des linken, steuerfinanzierten jüdischen Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerks, und daher handelt es sich bei der Perspektive, die die Macher des Films einnehmen, um eine sogenannte „diasporistische“, mithin eine dezidiert nicht-zionistische.

Das Problem des Diasporismus, einem linken Importprodukt von der amerikanischen Ostküste, besteht darin, daß er am Ende zwangsläufig in eine identitäre Sackgasse mündet, da er einerseits die Dissimilation und damit das Aufbrechen einer (aus unserer Sicht ohnehin nicht mehr existenten) „Leitkultur“ pro-

pagiert, andererseits aber auch die Identifikation mit dem einzigen jüdischen Staat ablehnt. So stellt er ein unglückliches Weder-Noch dar und läßt einen jeden seiner Jünger zu einem chronisch unzufriedenen Entwurzelten mutieren, dem man es nie recht machen kann. Es stellen denn auch sowohl die deutschen als auch die jüdischen Konservativen aus Sicht Dimas schon allein deswegen Trottel dar, weil sie eine affirmative Haltung zur eigenen Identität einnehmen.

Die kleine deutschsprachige zionistische Gemeinschaft betont seit Jahrzehnten, daß die sogenannte Erinnerungskultur im Grunde eine Einrichtung von Deutschen für Deutsche ist, den lebenden Juden nichts nützt, weil hierzulande Juden desto mehr Konjunktur haben, „je toter sie sind“ (Henryk Broder), und die in Rede stehenden Veranstaltungen längst zu „Deutschlands beliebtester Seifen-Oper“ (Chaim Noll) degeneriert sind. Dima stimmt dieser Einschätzung einerseits zu, wenn er sich über Philosemiten und Stolpersteine mokiert; andererseits bezeichnet er aber zugleich AfDler als „die neuen Nazis“ und läßt sich keineswegs davon umstimmen, daß die politische Rechte den Israelbezug des Neuen Antisemitismus thematisiert, das Judentum als Volk interpretiert und Juden daher grundsätzlich mit dem Staat Israel assoziiert; er sieht all das, als Diasporist, im Gegenteil als antisemitisch an.

Was Dima recht eigentlich will, weiß er selbst nicht. Er will sich nicht eingerechnet mit dem Judentum beschäftigen, das er allenfalls als Folklore, nicht aber als Volk betrachtet, identifiziert sich auch nicht mit Israel. Deutschland kann er aber auch nicht leiden. Was an dieser Figur durchexerziert wird, ist die um jeden Preis insurgente, infantile Haltung desjenigen, der unter keinen Umständen der werden will, der er tatsächlich ist.

Und so zeigt dieser Kurzfilm ungewollt auf, daß Dimas Großvater, der AfD-Anhänger, am Ende recht behält, wenn er, direkt in die Kamera und mit starkem russischen Akzent, erläutert: „Mein Enkel meint es nicht so. Er ist noch zu jung. (...) Hören Sie nicht auf Dimotschka, kommen Sie lieber in unsere [sic] Gemeinde vorbei.“ Und diese Gemeinde ist zweifelsohne orthodox; dort gibt es nämlich keine Diasporisten.

Der Film ist bis zum 13. Februar in voller Länge in der Arte-Mediathek abrufbar.

► www.arte.tv/de

DVD: Geheimnisvolle Erbschaft
Von der Bühne auf die Leinwand

Von Werner Olles

Phillip Pirrip (John Mills), ein Waisenjunge, der von allen nur „Pip“ genannt wird, lebt bei seiner Schwester und deren Ehemann Joe Gargery (Bernard Miles). Auf dem Friedhof trifft er eines Tages auf Abel Magwitch (Finley Currie), der aus dem Zuchthaus ausgebrochen ist. Abel befiehlt ihm, Essen und eine Feile zu bringen, doch als er fliehen will, wird er von der Polizei festgenommen. Die reiche Miss Havisham (Martita Hunt) beschäftigt Pip als Hausmeister, außerdem soll er auf die junge, hübsche Estella (Jean Simmons) aufpassen. Obwohl ihn Estella wegen seiner schlechten Manieren tadeln, verliebt er sich in das Mädchen. Als er zum Schmied ausgebildet wird, muß er jedoch das Haus verlassen.



DVD: Geheimnisvolle Erbschaft. Pidax Film-Klassiker 2020, Laufzeit etwa 113 Minuten

Jahre später trifft Pip sowohl Estella (jetzt Valerie Hobson) als auch Magwitch wieder, der sich nun als sein Gönner herausstellt, seit er in Australien zu viel Geld kam. Magwitch erzählt Pip von seiner verlorenen Tochter, und es stellt sich heraus, daß dies Estella ist. Als Pip ihr in Miss Havishams Haus, das Estella geerbt hat, begegnet, gesteht er ihr seine Liebe, doch sie möchte lieber allein leben. Pip kann dies nicht akzeptieren ...

Der britische Regisseur David Lean („Die Brücke am Kwai“, „Doktor Schiwago“) drehte „Geheimnisvolle Erbschaft“ („Great Expectations“, 1946) nach dem Roman „Große Erwartungen“ von Charles Dickens, nachdem er eine Bühnenfassung gesehen hatte. Spontan engagierte er Martita Hunt und Alec Guinness, die am Theater die gleichen Rollen wie im Film spielten. 1948 mit zwei Oscars für die beste Kamera und das beste Szenenbild ausgezeichnet, gelangte der Film zu Weltruhm. 1999 wurde er vom britischen Film Institute auf Platz fünf der 1.000 besten englischen Filme des 20. Jahrhunderts und vom Filmmagazin *Total Film* 2004 zu den 15 besten britischen Filmen aller Zeiten gewählt.

Hinweis



Wegen der Absage von Kulturveranstaltungen und der Schließung von Einrichtungen, darunter Museen und Kinos, setzen wir unsere Rubrik „Termine“ bis auf weiteres aus. (JF)

JF EDITION

Kulturbruch '68

Die linke Revolte und ihre Folgen

Was geschah '68? Die Gründung der modernen Zivilgesellschaft in Deutschland? Oder der Ausbruch einer Ideologie, die Deutschland fast in den Totalitarismus geführt hätte? Karlheinz Weißmann beschreibt den Marsch durch die Institutionen und die Ursprünge unserer heutigen Dekadenz.



252 S., geb., Best.-Nr. 93558, 19,90 Euro

Jetzt wieder lieferbar

Wer ist rechts?

Versuch einer Typologie

Der Pluralismus der Rechten ist kein neues Phänomen. Sie wiesen immer eine erstaunliche stilistische und ideologische Bandbreite auf. Abgesehen von einer literarischen Rechten, die aus lauter Einzelgängern besteht – hier unter der Kategorie der „Réacs“ zusammengefaßt –, kann man heute im wesentlichen von drei Strömungen sprechen: „Popularen“, „Veristen“ und „Archikern“. Der Historiker Karlheinz Weißmann geht in dieser Broschüre der Frage nach, wie eine relevante Rechte in Deutschland abzugrenzen wäre.

55 S., geheftet, Best.-Nr. 94999, 4,90 Euro

NEU

